



(Nachdruck verboten.)

Das Geheimniß von Birkenried.

27) Roman von Carl Ed. Klopfer.

Jetzt löste ſich das Schweigen der Zeugen.

„Unglaublich!“ kiſpelte Hermann, ſich an die Mutter wendend, die mit thänenlos brennenden Augen immerfort die eingefchlagene Thüre anſtarrte.

„Sie hat ſich erwürgt!“ küſterte Hanna, ſich ängſtlich an den Hals einer Kameradin kammernd.

„Ein Selbſtmord! Wer hätte das erwartet!“ bemerkte einer der Diener.

Hermann ſah alle die blassen Geſichter der Reihe nach an. In keinem las er einen Zweifel an dieſer Aeußerung. Jetzt hatte er ſchon ganz und gar die Ruhe eines Schachſpielers zurückerobert, der auf dem Brette, das ihm ein Schlachtfeld bedeutet, wohlberechnend ſeine Steine zieht.

„Ach Gott!“ ſprach er mit betrübter Miene. „Was ſoll jetzt werden?“

Da ſah Alles wie auf Kommando in der Richtung nach den Gemächern des Fräulein v. Merkenſeld. Jedes verrieth damit den Gedanken an die Erbin der Todten da drinnen.

„Wenn das Fräulein nur wieder aufsteht!“ ſeufzte Hanna, den Gedanken laut weiterſpinnend. „Gerechter Himmel! wie wird ſie dann das aufnehmen?“

Man nickte ſich in ſchwerer Beſorgniß zu. Manſch Einem fiel wohl ſchon die Erwägung aufs Herz, daß die Selbſtmörderin doch kaum ein Teſtament gemacht und Legate aufgeſtellt haben werde.

„Nach Nebenſtein hinüber muß man doch auch berichten!“ rief da plötzlich der Gärtner in die Verſammlung.

Der allgemeine Aufruhr, der dieſen Worten folgte, ließ erkennen, daß noch Niemand an dieſe Nothwendigkeit gedacht hatte.

„Ja, die Brünows — der Bräutigam des gnädigen Fräuleins . . .!“

„Reite Einer gleich hinüber!“ ordnete der Verwalter haſtig an. „Aber daß die Damen nicht zu ſehr erſchreckt werden — die Baronin ſoll ja wieder krank ſein. Für's Erſte braucht's nur der Freiherr zu erfahren, daß er ſofort herüberkommt.“

„Freilich, freilich — für's gnädige Fräulein iſt's wohl auch der beſte Troſt, wenn ſie ſich zunächſt an den Mann anſchließen kann, der ſie ja heimführen ſoll.“

Jetzt raffte ſich auch Frau Bloch wieder auf, ſich daran erinnernd, daß man Eglantine ganz allein ge-laſſen hatte. Mit ihr gingen auch die übrigen Frauensperſonen hinüber. Bald darauf verließen auch die Männer das Zimmer, dem Winke des Verwalters gehorchend, der mit ſeinem Sohne allein zurückblieb.

„Ein Selbſtmord! ein Selbſtmord!“ murmelte Hermann, den Kopf ſchüttelnd, als könne er den Gedanken durchaus nicht losſen.

„Was denn ſonſt?“ erwiderte der Alte beinahe ärgerlich. „Muß wohl was Wahres d'ran ſein, daß es da oben — nicht ganz richtig war bei ihr.“

Hermann ließ ſich in einen zweiten Stuhl fallen. „Wirklich — Irrſinn? — Aber freilich, anders ließe es ſich ja nicht erklären! — Die arme Frau!“

„Gott ſei ihr gnädig!“ ſeufzte der Vater und faltete kummervoll die Hände vor die Bruſt. —

Eine halbe Stunde ſpäter erſchien wieder der alte Arzt mit der behördlichen Kommiſſion, die außer ihm aus dem Stadtphyſikus, dem Polizeivorſteher, dem Bürgermeiſter und einigen untergeordneten Beamten beſtand. Hermann zog ſich in eine Fenſterniſche zurück, als ſummer Beobachter.

Der Polizeibeamte, der bei den Erhebungen die an-führende Rolle zu übernehmen hatte, zeigte zunächſt auf die zerſchmetterte Thür.

„Verſperrt geweſen?“

„Ich mußte ſie erbrechen,“ erklärte der alte Bloch, und der Arzt ſtimmte ihm bei, den Sachverhalt ſchildernd.

Man begab ſich in das Kabinet, und einer der Poliſtiſten zog auf den Wink ſeines Vorgeſetzten vor Allem die Jalouſie am Fenſter auf, um dem vollen Tageslichte Eingang zu verſchaffen. Dann wurde noch die Stehlampe auf dem Nachtiſchchen angezündet, um das Innere des Himmelbettes zu beleuchten. Der Phyſikus unterſuchte die Leiche mit großer Geſchicklichkeit, ohne ihre Lage im mindeſten zu verändern.

„Tod durch Strangulirung,“ konſtatirte er mit der klaren Stimme, die zu diktiren gewohnt iſt. „Nach der Leichenſtarre zu ſchließen, dürfte er bereits vor ſieben bis acht Stunden eingetreten ſein. Wahrſcheinlich Selbſtſtödtung — doch iſt es auch nicht unmöglich, daß die Hände, die da den Hals umklammern, ſich von der würgenden Schnur gerade zu befreien ſuchten. — Bitte, Herr Kommiſſar!“

Der Polizeibeamte trat jetzt an Stelle des Arztes und ſuchte die erſtarrten Todtenfinger zu löſen, was ihm nicht leicht wurde. Dann hob er auch den gegen die Rückwand gepreßten Kopf der Entſeelten auf und ſchließlich den ganzen Oberkörper, um ſie auf den Divan an der anderen Wand des Kabinetes tragen zu laſſen, nachdem er ſorgfältig die Schnur abgenommen hatte, die in einfacher Schlinge um den Hals der Gräfin geſchlungen war.

Während die beiden Aerzte dann dort drüben die Strangulationsmarke an der Leiche auf's Genauſte unterſuchten, unterwarfen die Polizeibeamten das ganze Bett einer eingehenden Beſichtigung.

Dann wurde der Platz vor dem Bette unterſucht, worauf man ſich im Zimmer umſah.

Dem Bette gegenüber, nahe an der Ottomane, worauf jetzt die Leiche lag, beſand ſich die Thür nach dem ſogenannten grünen Zimmer, in welchem Graf Leodegar das Zeitliche geſegnet hatte. Sie war verſperrt, der Schlüssel ſtedte im Schloß.

Im Hintergrunde des Kabinetes beſand ſich links, nahe am Ofen, die kleine Thür, die in das Kapellenatorium hinaus-führte, rechts eine zierliche Wendeltreppe.

„Wohin geht diese Treppe?“ fragte der Kommissar den Verwalter.

„In das Badestübchen im Erdgeschos.“

Man stieg hinab.

Die Badekammer stieß an die Küche. Die Thür dahin, die einzige des Gelasses, war gleichfalls auf der Innenseite versperrt, und das Fenster, das zur Stirnseite des Schlosses gehörte, wohl vergittert. Die Küche war Nachts natürlich verlassen, und so war es sofort erklärlich, daß Niemand im Hause gehört haben konnte, was da oben in dem einsamen Schlafkabinet vorgegangen war.

Wieder oben angelangt, öffnete der Kommissar die Thür zu dem Kapellenatorium, die nur durch den einfachen Drücker zu schließen war. Nachdem er sich auch von der Solidität des Fenstergitters in dem Erker überzeugt hatte, stand der Selbstmord der Gräfin für ihn fest, da das von allen Seiten versperrte Kabinet doch augenscheinlich von Niemand betreten sein konnte.

Inzwischen war der Freiherr v. Brünow eingetroffen, schweißtriefend und staubbedeckt von dem tollen Ritt nach der Unglücksstätte. Der Bote von Birkenried hatte ihn nicht getroffen; Hans war auf einem Morgenritte begriffen gewesen. Erst bei seiner Heimkunft hatte er die schreckliche Post erfahren, und da war er, ohne aus dem Sattel zu steigen, sofort herübergeeilt.

Sein erster Gang war zu Eglantine hinüber. Was man ihm über sie gesagt hatte, raubte ihm schier die Besinnung. Er glaubte, sie sei todt und man habe ihm die fürchterliche Wahrheit nur schonend verhehlen wollen.

Er traf an dem Lager der Bewußtlosen den Arzt, den der Polizeikommissar wieder hinüber geschickt hatte, nach ihr zu sehen. Der Beamte legte ja großes Gewicht darauf, Fräulein von Merkenfeld, über deren seltsamen Zustand ihm schon berichtet worden, so bald als möglich zu vernehmen.

Bei ihrem Anblick brach Brünow fast zusammen.

„Todt!“ schrie er den Arzt an. Dies gräßliche Wort hatte ihm auf dem ganzen Wege hierher auf der Zunge gelegen. Daß es ihm über die Gräfin gemeldet worden, hielt er ja nur für eine Umschreibung.

Der Doktor beruhigte ihn, so gut er es vermochte. Er sprach wieder von einem hysterischen Anfälle und daß es rathsam sei, eine Autorität auf diesem pathologischen Gebiete anzurufen. Brünow griff das sofort auf, jetzt, wo er wieder hoffen durfte, neubelebt.

„Ja — einen Professor aus Breslau! Und ich kenne einen solchen. — Man muß sofort telegraphiren!“

Hans hatte im Offizierkasino einen jungen Gelehrten kennen gelernt, der zu den Reserveoffizieren seines Regiments gehörte, Doktor Geßner, außerordentlicher Professor für Psychologie und Nervenpathologie an der medizinischen Fakultät. Er hatte sich in wahrer Freundschaft an ihn angeschlossen und einige Bücher von ihm gelesen.

Er riß sein Notizbuch heraus und schrieb die Depesche.

„O, sehen Sie, sehen Sie doch, Herr Doktor!“ flüsterte er dann bewegt, auf die Bewußtlose zeigend.

Sie athmete deutlich und das Antlitz, das eben noch so wachsfarben gewesen, zeigte einen rosigen Hauch.

„Sie wird erwachen — gottlob!“ stimmte der Arzt freudig bei. „Ich denke, wir thun am besten, uns zurückzuziehen und ihr das Mädchen hereinzuschicken. Sie soll für's erste durch keine ungewohnte Umgebung erschreckt werden.“

Die beiden Herren begaben sich hinaus. Das Vorzimmer war zum Theil wieder von jenen Hausleuten angefüllt, die bereits ihre Aussage vor der Kommission abgegeben hatten.

Während der Doktor Hanna den Auftrag erteilte, dem Fräulein das fürchterliche Ereigniß dieses Morgens zunächst

noch zu verschweigen, warf Brünow einem Reitknecht die mit Bleistift geschriebene Depesche zu — nebst seiner Börse.

„Auf's Telegraphenamt — sofort zu befördern!“

Dann wandte er sich an den Arzt, der wieder an seine Seite trat.

„Und die Gräfin?“

„Kommen Sie, Herr Baron!“ . . .

Auf dem Korridor trat ihnen Hermann Block entgegen, der eben aus der Bibliothek kam, wo die Kommission das Verhör der Schloßbewohner vorgenommen hatte. Er hatte einfach ausgesagt, wie er mit dem Vater und der Jose Eglantine gefunden. Ueber Gräfin Adelgunde hatte er sich nur so weit geäußert, daß auf sie ihn am gestrigen Nachmittage einen sehr verstörten Eindruck gemacht habe. Im Uebrigen deckten sich seine Angaben mit denen der Dienerschaft, die ja nur berichten konnte, wie man unter Führung des Verwalters und des Hausarztes zu der Todten eingedrungen sei.

Beim Anblick des Freiherrn befahl ihn eine gewisse Unruhe. Er grüßte ihn hastig.

„Sie kommen von drüben — von dem Fräulein? Wie steht es mit ihr?“

Die Auskunft, die der Arzt gab, befriedigte ihn. Also am Erwachen — aber doch noch nicht bei Besinnung. Ah! Er hatte ja ein brennendes Interesse daran, der ersten Wiederbegegnung des Brautpaares beizuwohnen.

Als die beiden Anderen im nördlichen Vorzimmer verschwunden waren, begab er sich eilig nach Eglantines Gemächern. Die Dienstboten bestätigten ihm, daß das Fräulein eben von der Jose bei der Toilette bedient werde. Man schickte sich übrigens an, sich zurückzuziehen, da Eglantine ja durch die Anwesenheit der Leute hier hätte beunruhigt werden müssen. Hermann weigerte sich jedoch, zu gehen.

„Was da! Bleibt nur! Sie muß ja doch erfahren, was geschehen ist.“

„Aber der Herr Doktor meinte . . .“

„Der Doktor ist ein Dummkopf, der nichts davon versteht, wie man hysterische Nerven behandelt.“

Er hatte kaum ausgesprochen, da wurde die Thür zu den Zimmern geöffnet und Eglantine erschien auf der Schwelle, schon völlig angekleidet, nur mit erst lose aufgestecktem Haar. Das Stimmengewirr draußen mußte sie herbeigelockt haben.

„Was geht hier vor? Was bedeutet diese Verhandlung?“ fragte sie verwundert, aber mit klarer, klangvoller Stimme, die Hermann stugig machte. Auch ihr frischer Blick, ihr ganzes Aussehen — durchaus das Wesen gesunder Jugend, die aus einem stärkenden Schlafe erwacht ist — schien seinen Erwartungen nicht zu entsprechen.

Wohl hatte er sich gesagt, daß sie aufstehen werde, wie nach einem normalen Schlummer — aber das war nicht mehr die Bleichsüchtige, wie sie jeden Morgen nach dem Park schlich, um den kränklichen, fieberfröstelnden Körper in der Frühsonne zu erwärmen.

„Fassen Sie sich, gnädiges Fräulein,“ sagte er mit brutaler Deutlichkeit. „Ihre Tante, die Frau Gräfin, ist todt.“

Die Leute ringsum fuhren entsetzt auf; sie erwarteten ja nichts Anderes, als daß Eglantine bei dieser rauhen Botschaft auf's Neue ohnmächtig zusammenbrechen werde.

Es geschah nicht. Sie griff sich nur erschreckt an's Herz, wie der gesündeste Mensch ihre schmerzliche Ueberraschung zeigend. Das Blut kehrte auch alsbald in ihre Wangen zurück.

„Gott steh' uns bei!“ murmelte sie. „Das war es also, was mir Hanna zu verbergen hatte?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Antiquitäten.

Von Fris Stahl (Berlin).

Antiquitäten! Die Sache hat ihre komische und ihre tragische Seite. Man kann einen ganz unterhaltlichen Beitrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit liefern, wenn man davon spricht, oder einen recht ernsten zum Kapitel der Zustände in unserm Kunstleben. Eigentlich muß man von rechtswegen beides thun.

Schon der Ursprung der herrschenden Sucht für Antiquitäten beruht auf einem ziemlich lächerlichen Irrthum. Aus der Erkenntniß, daß viel Schönes unter den Werken der Väter sich findet, machten die überall gefährlichen Mitläufer den Unverstand, daß alles Alte schön oder daß etwas schön ist, blos weil es alt ist. Es war wohl auch ein bißchen bewußte Lüge dabei, eine Nothlüge gewissermaßen: die wirklich guten Stücke waren ja bald von den Kennern erworben und in festen Händen. Wollten die Anderen die Mode mitmachen, so waren sie auf den massenhaften Plunder angewiesen, der wirklich keine andere Eigenschaft hatte, als „auch alt“ zu sein. Folglich mußten sie diese Eigenschaft zum Vorzug stempeln. Für sich, noch mehr aber, was bei der Art von Menschen, die in Betracht kommt, immer die Hauptsache ist, für Andere. Und diese Anderen, die bei uns im Gefühl ihrer Verständnißlosigkeit in Kunstdingen die Versehenheit bis zur Verleugnung des gesunden Menschenverstandes treiben, ließen sich wirklich diese so offensichtlich dumme Anschauung suggeriren, womit für sie dann allgemein und, da auch hier die „Meinung“, wie die Kaufleute sagen, den Preis hob, die Antiquität an sich ein wohlbezahltes Werthobjekt wurde.

Natürlich begannen sich sofort spekulative Leute der Sache zu bemächtigen: es entwickelte sich ein Handel, gegen den der doch nicht gerade wohlberufene in Pferden ein naives Geschäft ist. Nur daß es umgekehrt wie bei diesem nicht darauf ankommt, Fehler zu verheimlichen, sondern hervorzuführen und eventuell herzustellen. Je weniger die Käufer sachlich verstehen, desto mehr legen sie Werth darauf, daß die Gegenstände alt ausseheln. So kommt der lustige Unsinn heraus, daß ein gut erhaltenes Stück weniger werthet, als eines, an dem recht deutliche Spuren der Zerstörung durch die Zeit sichtbar sind. Ich hörte einmal einen hervorragenden Sachmann eine Frage nach dem Preis einer perischen Fagence scherzhaft beantworten: „Sie kostet . . . Mark; wenn sie ein paar Sprünge hätte, wäre sie doppelt so viel werth.“ Aber es liegt Wahrheit in dem Scherz. Das hat denn auch zu einem ungeheuren Raffinement im Altmachen geführt, und dieses Raffinement hinwiederum den Gedanken nahe gelegt, es nicht nur an neu gebliebenen, sondern es auch an den neu hergestellten alten Sachen zu verwerthen. Um so mehr, da allmählich selbst an Gerümpel Mangel war und die Nachfrage nach theurem Brundgeräth schon gar nicht befriedigt werden kann.

Von dem Umfang, den die Fälschung angenommen hat, haben die Wenigsten eine Vorstellung, die Käufer natürlich gar keine, aber nicht einmal nicht die Händler, zum mindesten nicht die deutschen. Unsere Händler sind nämlich mit ganz wenigen Ausnahmen gar keine Kenner, legen auch gar keinen Werth darauf und brauchen es unserem Publikum gegenüber gar nicht zu sein. Sie sind einfache Kaufleute, die nur wissen, was marktgängige Waare ist: das ist das Einzige, was sie interessiert. So kommt es, daß auf unsern Auktionen, über deren Koulissen sich ein ganzes Buch schreiben ließe, die wenigen guten Sachen allemal für ein Billiges zu erstehen sind, während der werthlose Krempel zu fabelhaften Preisen getrieben wird. Alle Wige und Kniffe gehen nun darauf hin: von den bewundernden Kennerblicken der „Dremmler“ bis zu dem berühmten Telegramm des „Herzogs“ oder des „Bankiers“ und hervorragenden Sammlers“, das immer im Moment der Versteigerung eintritt und natürlich erheblich mehr bietet, als gerade geboten ist. Wer das Lächeln der Wissenden und die ehrfürchtige Aufmerksamkeit der . . . nun, eben der Anderen bei solchen Gelegenheiten nicht gesehen hat, dem fehlt eine sehr interessante Scene aus der menschlichen Komödie. Ich habe aus der einstimmigen Schätzung von Kennern und aus eigener Beobachtung die Ansicht gewonnen, daß mindestens drei Viertel des üblichen Antiquitätenguts der Auktionen gefälscht sind.

Die gewöhnlichste Art der Fälschung ist die, aus einfachen, alten Objekten ein Prachtstück herzustellen. Man nimmt z. B. ein altes Spind, das für ein Nichts zu haben ist und

natürlich jeder Untersuchung Stand hält. Nun werden neue Füße, Säulen, Pilaster und Giebel an- und aufgefleßt; die werden dann zerstoßen, zerschnitten, gerieben, mit Schrot angeschossen, bis sie auch „alt“ sind, und der Brundschrein ist fertig. Ich habe selbst solche Dinge machen sehen bei einem der kunstreichsten Schnitzer und einem der ehrenhaftesten Männer unter Allen, die ich kenne. Er muß, um für sich und die Seinen das kümmerliche Brod zu verdienen, seine Kunst dem anrüchigen Gewerbe verkaufen. Doch davon später. Man kann auch den ganzen Schrein neu aus alten Brettern bauen, und find auch die nicht da, dann wird er eben, was natürlich mühsamer und riskanter ist, neu gebaut und dann alt gemacht. Für Silber benutzt man auch gern alte Leinwand, der bessern Täuschung wegen. Auf einen werthlosen alten Holländer wird ein „echter Plafond“ heraufgesetzt und wenn das Bild ordentlich durchgeräuchert ist, dann kann man es von außen nicht mehr als modern erkennen. Es existiren, namentlich in Belgien, ganze Fabriken für plämische und holländische Silber, die alle Welt mit ihren Fabrikaten überschwemmen. Daß da manchmal auch ein kleiner Irrthum unterließ oder unterläuft, daß auf einen wirklich echten Kunsdael ein Hobbema geschmiert wird, davon weiß mancher glückliche Sammler zu erzählen, der unter der schnell durchschauten, werthlosen Fälschung den Schatz entdeckte. Uebrigens giebt es Fälschungen nicht erst in unserm Jahrhundert, wenn man sie auch nie so gut herstellen konnte wie auf Grund unserer exakten Kenntniß und ausgebildeten Technik und nie so zahlreich vertreiben wie bei unserm Weltverkehr. Namentlich stark ist der Konsum des so unvornehm jungen Amerika, dessen Bürger mit einer Unerfährlichkeit kaufen, die nur von ihrer Kritiklosigkeit erreicht wird.

Allmählich ist nun das Publikum, wenn auch nicht wissen-der, so doch mißtrauischer geworden. Im Magazin, wo ihm jeder Maßstab fehlt, kauft es nicht gern. Wieder auf der Auktion, wo das Gebot der Anderen, die man merkwürdiger Weise für klüger hält, einen gewissen Anhalt giebt. So werden denn zum Beispiel in Berlin alle paar Tage große „Nachlässe“ versteigert, deren „lachende Erben“ die Händler sind, die auf diesem Wege ihre unverkäufliche Waare zu guten Preisen los werden. So viel Sammler, wie hier sterben, haben, das könnte auch der Harnloseite wissen, nie gelebt. Die Sache hat neben vielen anderen Vorzügen den, daß man im Katalog auf die Autorität des erfundenen Vorbesizers hin Angaben über Meister, Zeit und Ursprung machen kann, die selbst der hartgesottenste Antiquitätenhändler nicht zu verantworten magt. Auch diese Kniffe beginnen zu versagen, aber schon ist ein neuer Trick erfunden: man vergräbt die Fälschungen ober verbirgt sie in dem Winkel einer Hütte und läßt sie von den Sammlern selbst entdecken. Bei einer Tanagrafigur, die man in der Kammecke eines attischen Bauernhauses entdeckt oder selbst dem heiligen Boden Griechenlands entrisen hat, hört ja wohl auch der Zweifel der Klügsten auf. Und die Echtheit eines Schrankes, den man noch selbst in einem Tiroler Haus im Gebrauch sah, kann man selbst gegen einen Museumsdirektor verteidigen.

So weit wäre die ganze Angelegenheit weiter nicht aufregend: die Welt wird so oft mit ihrem Willen getäuscht, daß es auf einmal mehr wirklich nicht eukommt. Wer sein Geld für eingebilddete Werthe oder gar für Werthe, welche die Einbildung Anderer geschaffen hat, ausgiebt, der verdient nur Spott und keinen Schutz. Aber darin liegt das Traurige, daß diese kolossalen Summen, diese Millionen, die für die Werke der Todten in die Taschen schlauer Händler fließen, den Lebenden, den Schaffenden entzogen werden. Und gerade die Besten leiden am meisten darunter, gerade die, von denen man Schönes und Neues erwarten dürfte. Das Moderne, und wäre es dem Alten zehnmal überlegen, wird nicht verlangt, hat also keinen Preis. So werden gerade die geschicktesten Arbeiter in den Dienst der Fälscher gezogen, wo sie allein ihre Kunst lohnend verkaufen können. Jean Baffien, der Pariser Bildhauer, hat in einer Broschüre über das zeitgenössische Kunsthandwerk so manches Beispiel davon gegeben. Besonders lehrreich ist die Geschichte eines Helmes mit prächtigstem Zierrath, der vor seinen Augen entstand, vor seinen Augen zerbrach und beschmüzt wurde, und der jetzt eines der schönsten Stücke der berühmten Sammlung Rothschild's ist, der gewiß seinen Besuchern stolz sagt: „So Etwas kann man in unserer Zeit nicht mehr machen.“ Ich habe, wie erzählt, auch bei uns dergleichen gefunden. Unsere Gesellschaft handelt der Kunst und dem Kunstgewerbe gegenüber wie der Gärtner, der einem Baume

einen alle Kraft aussaugenden Parasiten anpflanzt und dann sich wundert, wenn der Baum verdorrt.

Könnte man die Sammler und Käufer dazu bringen, ihre Mittel für neue und freie Werke aufzuwenden, wir bräuchten uns über einen modernen Styl und die wirtschaftliche Förderung von Kunst und Kunstgewerbe nicht mehr den Kopf zu zerbrechen.

Allerlei.

Eine berühmte Helenin, die in der Geschichte Griechenlands eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, ist in Nauplia aus dem Leben geschieden: Kalliope Papalegopoulou, die 1806 in Patras geboren war und bis zu ihrem Tode sich großer Nüchternheit und körperlicher Frische erfreute. Im Alter von 15 Jahren, als der Aufstand der Griechen gegen die Türken losbrach, floh sie nach Italien und machte dort in allen Städten durch ihre eigenartige Tracht Aufsehen. Auffällig erschien besonders den Italienern, daß das junge Griechinmädchen ihre Fingernägel gefärbt hatte und an den Fingern dünne Goldplättchen trug, die es verbinden sollten, daß in den türkischen Schanden die nackten Fersen sichtbar würden. Sie kehrte dann später nach Griechenland zurück, heirathete einen Senator und betheiligte sich selbst eifrig am politischen Leben. Ihr Salon war der Sammelplatz für alle hervorragenden Politiker und Militärs von Griechenland. Madame Kalliope war damals eine schöne Frau, für jene Zeiten hervorragend gebildet und mit ungewöhnlichem Scharfsinn ausgestattet. Als Ende der fünfziger Jahre die Opposition gegen die Regierung König Ottos in den weitesten Schichten des griechischen Volkes Platz griff, war sie eine ihrer eifrigsten Führerinnen. Auch am Kampfe nahm sie später lebhaften Antheil. Während der Belagerung von Nauplia feste sie sich furchtlos den Kugeln und Granaten des Generals Gahn aus oder deslamirte, auf dem Ballon ihres Hauses stehend, kriegerische Distichen, die an Urmüchigkeit und Derbheit nichts zu wünschen übrig ließen. Nach Vertreibung König Ottos kam sie nach Athen und wurde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen vom Volke und der srioviorischen Nationalversammlung empfangen, die ihr eine Jahrespension aussetzte. Ihre letzten Lebensjahre verlebte Madame Kalliope in Ruhe und Beschaulichkeit, allgemein verehrt und ihre Pension zu milden Gaben verwendend. Sie ist auf Staatskosten in Nauplia begraben worden.

Selbennüthiger Netter. Folgendes interessante Reiseabenteuer wird der „N. Z. Z.“ von einem Indiensfahrer mitgetheilt: Wir waren auf einem Postdampfer der Peninsular- und Oriental-Linie von Athen nach Colombo unterwegs, eine Strecke, auf der man sehr oft Ostische sieht, die dem Schiffe folgen. Die Passagiere sahen nach dem Frühstück unter dem doppelten Leinwanddach auf dem Verdeck herum, einzelne lesend, andere in Gruppen plaudernd. Während erdichte der Schrägenstraf: „Mann über Bord!“, und im gleichen Augenblick sahen die Passagiere einen der ibrigen, einen englischen Major, in's Wasser springen. Er hatte bemerkt, wie, ganz nahe beim Schiff, ein gewaltiger Hai auf den Lascar-Matrosen, welcher von einer Segelstange in's Meer gefallen war, loschwamm, und sprach, ohne sich auch nur einen Augenblick zu befinnen, so schnell, daß er mit beiden Füßen den Rücken des Ungethüms traf. Der Hai ergriff ab dem ungewohnten Angriff derart, daß er das Weite suchte. Jetzt schwamm der Major zu dem Matrosen hin und dann mit ihm zu einem der vielen Rettungsringe, die vom Deck aus in's Meer geworfen worden waren. Inzwischen hatte der Kapitän sein Schiff herumgebracht und ein Boot ausgesetzt, welches die der schrecklichen Gefahr entronnenen Männer aufnahm und zum Dampfer zurückführte. Der Empfang des tapfern Offiziers an Bord war ein großartiger. Als der Dampfer in Colombo hielt, telegraphirte das in aller Stille zusammengesetzte Anerkennungs-Komitee an den ersten Juwelier von Kalkutta eine Bestellung auf eine prachtvolle goldene Uhr mit eingravirter Inschrift, der fühnen That zum Andenken.

Auch ein Hochzeitsangebinde. In einem Bezirksblatt des württembergischen Unterlandes ist folgender „Aufruf an Bewerberinnen“ zu lesen, der von einem Dentisten unterzeichnet ist. Der Aufruf lautet: „Aus Anlaß der Vermählung Ihrer königlichen Hoheit der Prinzessin Pauline von Württemberg mit Sr. Durchlaucht dem Erbprinzen von Wied werden von Unterzeichneten sehr unbemittelten, unbescholtenen Mädchen des Bezirks . . . unentgeltlich künstliche Zähne eingeseht, wenn dieselben ein Zeugniß ihres Herrn Ortsvorstehers mitbringen und sich bis 12. Oktober dieses Jahres melden.“

Geberbot. In den Vereinigten Staaten ist eine Bewegung im Gange, die auf ein Geberbot für Personen, die mit gewissen Geschlechtern behaftet sind, abzielt. Der gegenwärtigen Körperlichkeit des Staates Pennsylvania liegt schon ein Entwurf vor, wonach der Staat Beschließungen nur gestattet, wenn beide Theile durch ärztliches Zeugniß nachweisen, daß sie nicht an Syphilis, Trunksucht, erblicher oder erworbener Geisteskrankheit, Epilepsie, erblicher Schwindsucht leiden. Der Staat Texas verbietet schon die Heirath unter Fallsüchtigen, der Staat Massachusetts die Heirath von Fallsüchtigen, Alkoholikern und Syphilitikern, und die Staaten Ohio und Maryland sind im Begriff, ähnliche Gesetze einzuführen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zbiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Eine seltsame Schule, die Krüppel aller Art, welche sonst der öffentlichen Armenpflege anheimfallen würden, zu brauchbaren Menschen ausbildet, einarmige, händelose, gelähmte zc. Knaben und Mädchen, je nachdem es ihre Eigenart zuläßt, im Bürstenbinden, Korbflechten, Holzschneiden, im Stricken, Häkeln, Nähen, Weben zc. unterrichtet, resp. sie durch chirurgische Bandagen und sinnreich konstruirte Hilfsmittel vorher dazu befähigt, finden wir in dem soeben ausgegebenen Heft 5 der großen illustrierten Familienzeitschrift „Die Neue Welt“ (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin W., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pf.) in einer reich mit Bildern ausgestatteten Abhandlung dargestellt, welche nicht nur das Interesse der Pädagogen erwecken, sondern auch jeden fühlenden Menschen interessieren, ja den Volkswirtschaftler zum Nachdenken anregen dürfte, denn bis jetzt existirt die einzige Schule dieser Art nur in Dänemark. Dasselbe Heft enthält auch eine hygienisch-kosmetische Studie „Der Schwamm“, eine illustrierte Darstellung der „Rattenfänger in Paris“, einen Artikel über „Neuerungen an Wasserlauggläsern“, einen solchen über „Die natürliche Ernährung der Säuglinge“, und neben den beiden großen, von Kapitel zu Kapitel sich immer spannender gestaltenden Romanen „Die Wildtäre“ von Ida Peister und „Schuld und Sühne“ von Ernst Daubert eine warmempfundene Skizze „Marie Elisabeth“ und viele kleinere Artikel, Gedichte, Mittheilungen und begleitende Texte zu den hochmüthlichen, schwarz und farbig gedruckten Bildern, mit denen auch dieses Heft wieder so reich ausgestattet ist. Da ist zunächst die Reproduktion des humorvollen Gemäldes „Ein Windstoß“ von J. Denneulin, dann „Nabatfahrgeschehn und Christalloipie“ von Kamele, „Heimkehr“ von Coëssin de la Fosse, „Bonaparte in Beaucaire“ von Leconte, „Waldfrieden“ von Nonnenbruch, „Die Jarin auf der Schaukel“ von Njabuschkin, „Abschied auf ewig“ von Gouillon, „Das Parlamentshaus in Bern“ und ein Bild aus unseren Kolonien, „Der Uebergang über den Ngetasus“. Daran schließen sich kleinere Illustrationen über Aktualitäten und technisch interessante Dinge und eine Serie von Humorbildern, sodas sich das Heft als eine durchaus harmonisch abgehimnte Kunstsammlung erweist, in welcher Jeder etwas für seinen Geschmack findet.

— Regiomontanus, Vademecum für die Preussischen Landtagswahlen. Berlin 1898, Carl Heymanns Verlag. Kart. Preis 0,60 Mark. — Da nach §§ 13 und 26 des Reglements über die Ausführung der Wahlen zum Hause der Abgeordneten vom 18. September 1893 ein Abdruck der für die Wahl maßgebenden gesetzlichen und reglementarischen Bestimmungen sowohl bei den Urwahlen wie bei den Abgeordnetenwahlen im Wahllokal auszuliegen ist, diese Bestimmungen nebst Musterlisten u. i. w. aber in den letzten Jahren mehrfach Änderungen erfahren haben und an verschiedenen Stellen zerstreut liegen, wird deren vorliegend genannte, mit Erläuterungen und mit einem Anhang über Preis-, Vereins- und Versammlungsweisen versehen, von einem höheren Beamten bewirkte Zusammenstellung den Behörden wie den Landtagswählern willkommen sein.

— Geschichte der Weltliteratur nebst einer Geschichte des Theaters aller Zeiten und Völker. Herausgegeben von Julius Hart. Erscheint in 40 Lieferungen zum Preise von je 30 Pfg. und umfaßt ca. 120 Druckbogen mit 825 Abbildungen und 16 Tafeln in feinstem Farbendruck. Auch zu beziehen in vier gebesteten Halbbänden zum Preise von je 3 Mk., oder in 2 Leinwandbänden zum Preise von 15 Mk. Verlag von F. Neumann in Neudamm. Diesem vorzüglichen jetzt bis zur 28. Lieferung vorliegenden Werke kann die vollste Anerkennung gezollt werden. Was wir an ihm ganz besonders hervorzuheben haben und was ihm einen gewaltigen Vorzug vor anderen Werken dieses Gebietes giebt, ist der fesselnde Ton der Schilderung. Das ist kein eintöniges ermüdendes Aneinanderreihen von Jahreszahlen und Thatfachen, die einzelnen Perioden der Weltliteratur werden uns als stimmungsvolle Bilder vor Augen geführt, wir müssen uns durch diese Fülle strengen Wissens und ernster Forschung, welche Hart's Werk bringt, nicht mühevoll, wie es bei den Gelehrtenwerken gewöhnlich ist, durcharbeiten, sondern das Werk erscheint uns mehr als fesselnde, angenehme Lektüre, belebend, nichtermüdend. Die uns heute vorliegenden Hefte behandeln: „Das 14. und 15. Jahrhundert, Italien im Zeitalter Dantes. Die bürgerlich-gelehrte Poesie in Frankreich, Spanien und den germanischen Ländern. Die Anfänge des neuen Dramas. Die deutsche Literatur im Zeitalter der Reformation, England im Zeitalter der Reformation zc. Die erste Vierung, welche außerordentlich reichhaltig ausgestattet und mit drei Farbentafeln gezier ist, wird von der Verlagsbuchhandlung auf Verlangen umsonst und portofrei versandt, sodas Jedermann in der Lage ist, sich ein Urtheil zu bilden.“